

ZPTh

Zeitschrift
für Pastoraltheologie

Die Seelsorgestudie 2012–2014

Eine pastoraltheologisch/-soziologische Flanke mit dem Fokus
auf die Ausbildung des zukünftigen Seelsorgepersonals

Die Seelsorgestudie 2012–2014

Eine pastoraltheologisch/-soziologische Flanke mit dem Fokus auf die Ausbildung des zukünftigen Seelsorgepersonals

Abstract

Die deutsche Seelsorgestudie untersucht die Frage, wie es Seelsorgenden angesichts des gegenwärtigen Strukturwandels von Kirche und Gesellschaft geht. Im Zentrum der Untersuchung stehen Befunde zu empirischen Zusammenhängen und Wechselwirkungen zwischen beruflichem Engagement, Zufriedenheit, individueller Gesundheit und spiritueller Kraft. Die Studie verfolgt dabei einen salutogenetischen Ansatz. Dieser Aufsatz geht der These nach, dass die Auskünfte der im Dienst befindlichen Seelsorgenden relevant sind für die Ausbildung pastoralen Personals. Dazu werden die zentralen Befunde der einzelnen Forschungsberichte der Seelsorgestudie dargestellt und auf ihre Bedeutung für Personalaus- und -gewinnung hin diskutiert. Auf diesem Weg wird auch die Leistungsfähigkeit der Studie für pastorale Entwicklung in den Diözesen exemplarisch in den Blick genommen.

The German Pastoral Ministries Study inquires the state and affectivity of pastoral workers in the evidence of structural transformation of the society and the Church. It focuses on empirical relations and interdependencies between professional engagement, satisfaction, individual health and spiritual vitality following the approach of salutogenesis. This article assumes that the information given by pastoral workers are significant for the current formation of pastoral workers. We depict the findings of the different research articles of the Pastoral Ministry Study and discuss the relevance for acquisition and formation of pastoral workers. In this way we consider the impact of the whole survey on pastoral development in the dioceses.

Seit bald 100 Jahren ist es ein wichtiges Forschungsanliegen, den „Wandel von Dienst und Leben“¹ von Seelsorgerinnen und Seelsorgern mithilfe qualitativer oder quantitativer Methoden der Sozialforschung in den Blick zu nehmen. Damit ist das Ziel verbunden, Strukturen zu erörtern, die für eine gedeihliche Seelsorge in der jeweiligen Zeit förderlich sind. Zunächst stand nur die Gruppe der Priester im Fokus, jedoch schenkt man seit Konzil und Synode in den 1960er/70er-Jahren auch den pastoralen Laienberufen vermehrt Beachtung.² Je nach Forschenden und Forschungsanliegen lassen sich zwei Forschungsströmungen herausstellen: ein eher pastoralsoziologischer Akzent (Synodenumfragen von Gerhard Schmidtchen, Berufsstudien von Paul M. Zu-

¹ Paul M. Zulehner, *Priester im Modernisierungsstress*. Forschungsbericht der Studie *Priester 2000*[©], Ostfildern 2001, 14, 18.

² Vgl. hierzu den Literaturbericht von Marius Stelzer, *Krisendiagnosen – Lebensperspektiven. Zur Entwicklung priesterlicher Rollenidentitäten und beruflicher Professionalität in der modernen Lebenskultur*, ZAP-Workingpaper 3 (2015), (doi: [dx.doi.org/10.13140/RG.2.1.2455.9444](https://doi.org/10.13140/RG.2.1.2455.9444)).

lehner) sowie ein eher pastoralpsychologischer Akzent (vor allem die Studien von Christoph Jacobs).

Die gegenwärtige Seelsorgestudie reiht sich deutlich in die pastoralpsychologische Forschungstradition ein. Die zentrale Fragestellung ist, wie es SeelsorgerInnen angesichts des gegenwärtigen Strukturwandels von Kirche und Gesellschaft wirklich geht: Wie sieht ihre berufliche Zufriedenheit aus? Wie steht es um berufliches Engagement, um individuelle Gesundheit und spirituelle Kraft von Seelsorgerinnen und Seelsorgern und welche Zusammenhänge und Wechselwirkungen gibt es?³

Die Studie umfasst in der Konzeption wie in der Auswertung der quantitativen Befragung von über 8.000 Seelsorgerinnen und Seelsorger in der BRD ausgewählte Instrumente und Inventare aus dem Bereich der arbeits- und organisationspsychologischen Diagnostik und den Gesundheitswissenschaften. Damit liegt eine große Chance darin, die Grundgesamtheit der SeelsorgerInnen mit den Daten der jeweiligen Normstichproben oder mit Daten äquivalenter säkularer Berufsgruppen als Kontrollgruppen zu vergleichen.⁴

Seit den 1950er-Jahren rückt zugleich zunehmend die Gruppe derjenigen in den wissenschaftlichen Fokus, die sich auf einen pastoralen Beruf vorbereiten. Die Entwicklungen sind ähnlich, gleichwohl zeitlich versetzt: Zunächst richtet man den Blick auf Priesterkandidaten, später wird das Erkenntnisinteresse auch auf die Ausbildung pastoraler Laien gerichtet.⁵

Der Fragebogen der Seelsorgestudie umfasst eine Fülle einzelner Inventare, mit deren Hilfe die Forschungsfragen und -themen operationalisiert werden, darunter einzelne Dimensionen umfangreicher Inventare als auch Einzelfragen. Bis zum jetzigen Zeitpunkt hat die Forschergruppe zahlreiche einzelne (i. d. R. begutachtete) Fachaufsätze in (zumeist englischsprachigen) Fachzeitschriften veröffentlicht, in denen jeweils eine

³ Zum Forschungsanliegen und -design vgl. Christoph Jacobs, Wie es Seelsorgern wirklich geht. Zum Zusammenhang von Persönlichkeit, Tätigkeit, Spiritualität und Gesundheit, in: Herder Korrespondenz 67 (2013) 10, 506–511.

⁴ Eine erste Studienauswertung siehe Christoph Jacobs u. a., Überraschend zufrieden bei knappen Ressourcen. Ergebnisse der deutschen Seelsorgestudie, in: Herder Korrespondenz 69 (2015) 6, 294–298.

⁵ Beispielsweise: Jakob Crottogini, Werden und Krise des Priesterberufs. Eine psychologisch-pädagogische Untersuchung über den Priesternachwuchs in verschiedenen Ländern Europas, Einsiedeln 1955 (Arbeiten zur Psychologie, Pädagogik und Heilpädagogik, Bd. 9); Gerhard Schmidtchen, Umfrage unter Priesteramtskandidaten, Forschungsbericht des Instituts für Demoskopie Allensbach über eine im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz durchgeführte Erhebung, Freiburg. i. Br. 1975; Walter Fürst – Walter Neubauer (Hg.) (unter Mitarbeit von Ulrich Feeser-Lichterfeld und Tobias Kläden), Theologiestudierende im Berufswahlprozess. Erträge eines interdisziplinären Forschungsprojektes in Kooperation von Pastoralpsychologie und Berufspsychologie, Münster 2001 (Empirische Theologie, Bd. 10); Ulrich Feeser-Lichterfeld, Berufung. Eine praktisch-theologische Studie zur Revitalisierung einer pastoralen Grunddimension, Münster 2004 (Theologie und Praxis, Bd. 26).

dezidierte Fragestellung anhand der jeweils relevanten Frageinstrumente analysiert und diskutiert wird. Eine erste Monografie ist im Frühjahr 2017 erschienen.⁶ Eine qualitative Studie befindet sich in der Durchführung.

Der hier vorliegende Beitrag nimmt die von 2015 bis Ende 2016 erschienenen Fachaufsätze in den Blick, stellt die zentralen Befunde heraus, um im zweiten Schritt jeweils Konsequenzen für die Ausbildung von Seelsorgenden zu bedenken. Hinter dieser Vorgehensweise steht die Annahme, dass in den vergangenen Dekaden auf eine bestimmte Sozialform von Kirche und kirchlicher Seelsorge in Pfarrgemeinden hin ausgebildet wurde und dass diese Ausbildungswege insgesamt formal und inhaltlich eine gewisse Stabilität und Kontinuität aufweisen. Daher sind die Auskünfte der Seelsorgenden im aktiven Dienst hilfreich für die inhaltliche wie organisatorische Weiterentwicklung der Ausbildung pastoraler Dienste. Wir schauen sozusagen aus der Mitte der personalen Wertschöpfungskette pastoraler Dienste auf den Anfang, um hier relevante Justierungen vorzunehmen. Dabei greifen wir den salutogenetischen Ansatz auf, danach zu schauen, was für die förderliche Formation von Seelsorgenden mit Blick auf eine dienliche, zeitgenössische Seelsorge und mit Blick auf eine gesunde berufliche Biografie junger Seelsorgekandidaten besonders relevant ist.

Die Forschungsberichte weisen im Subtext einen Fokus auf das Priesteramt auf. Das wird daran liegen, dass die Studie zunächst als Priesterstudie entwickelt wurde und das Konzept erst im späteren Verlauf auf die Adressierung der anderen pastoralen Berufsträger erweitert wurde.⁷

Selbstwirksamkeit und Spiritualität

Eine zentrale Variable hinsichtlich der Balance aus Anforderungen und Ressourcen bei Seelsorgenden ist die Stresswahrnehmung.⁸ Diese wird wesentlich beeinflusst von psychosomatischen Faktoren wie Angst und Depression, zugleich auch von der Variable „spirituelle Trockenheit“. Die Variablen Selbstwirksamkeit und Lebenszufriedenheit haben insofern einen Einfluss auf die Stresswahrnehmung, als sie die Intensität von Stresswahrnehmung insgesamt „puffern“.

Die Intensität der Stresswahrnehmung ist abhängig vom Lebensalter: Je älter die befragte Person ist, desto geringer ist die Intensität der Wahrnehmung. Eine Ursache

⁶ Klaus Baumann u. a., *Zwischen Spirit und Stress. Die Seelsorgenden in den deutschen Diözesen, Würzburg 2017*. Die Buchpublikation konnte für diesen Bericht nicht mehr berücksichtigt werden; der Schwerpunkt liegt auf den einzelnen Fachartikeln.

⁷ Jacobs, *Wie es Seelsorgern wirklich geht* (s. Anm. 3) 508.

⁸ Vgl. hierzu und im Folgenden: Eckhardt Frick u. a., *Do Self-efficacy Expectation and Spirituality Provide a Buffer Against Stress-Associated Impairment of Health? A Comprehensive Analysis of the German Pastoral Ministry Study*, in: *Journal of Religion and Health* 55 (2016), 448–468.

könnte u. a. in altersbedingten Coping-Strategien zur Stressvermeidung liegen. Salopp gesagt: in Lebenserfahrung und Altersweisheit.

Die wöchentliche Arbeitsbelastung korreliert nur schwach mit Stresswahrnehmung. Die Studie zeigt, dass ein hohes Maß an Selbstwirksamkeitserwartung das alltägliche Stresserleben am ehesten dämpft. Bei Priestern ist dieser Effekt am schwächsten ausgeprägt, bei Frauen im pastoralen Dienst am stärksten. Es ist jedoch zu beachten, dass die Summenscores bezüglich Angst, Depression und Störungen der Befindlichkeit bei Seelsorgern deutlich höher ausfallen als in der Referenzgruppe. Hier ist wieder das Muster zu beobachten, dass Priester höhere Werte bei Angst und Befindlichkeitsstörungen aufweisen. Frauen im pastoralen Dienst sind leicht ängstlicher als Priester. Laien-Männer weisen höhere Werte auf als die Kontrollgruppe „Sozialarbeiter“.

In den Schlussfolgerungen beschreiben die Autoren, dass externe Faktoren wie Größe des Teams, Arbeitsbelastung, Größe der pastoralen Einheit nur marginal mit Stresswahrnehmung zusammenhängen. Diese These gilt allerdings übergreifend. Detaillierte Effekte müssten genauer (qualitativ) analysiert werden.

Ausbildung: Nicht nur für die Personalentwicklung, sondern auch bereits für die Ausbildung des Seelsorgepersonals (und auch für die Studienbegleitung) bedeuten diese ersten Befunde, dass organisationale und psychotherapeutische Investitionen bezüglich der psychosomatischen Gesundheit unverzichtbar sind. Darüber hinaus müssen nicht nur professionelle und kreative Umgangsformen mit pastoraler Komplexität angesichts postmoderner gesellschaftlicher Strukturen gelernt werden, um hier Anti-Stress-Strategien zu entwickeln. Es müssen auch die salutogenetischen Felder „Selbstwirksamkeit“ und „Spiritualität“ entfaltet werden, weil u. a. diese Faktoren als „Puffer“ gegen Stress wirksam zu sein scheinen. Alles in allem können die dargestellten Zusammenhänge darauf hinweisen, bereits in Ausbildung eine umfassende Komplexitätskompetenz zu entwickeln: Ausdauer, Resilienz, Ambiguitätstoleranz, Organisationsfähigkeit, Teamfähigkeit und zugleich Autonomie. Weitere qualitative Befunde gilt es abzuwarten.

Gesundheit, Lebenszufriedenheit und Spiritualität

Eine elementare Frage der Seelsorgestudie ist die nach dem Zusammenhang von Lebenszufriedenheit, Stresswahrnehmung und Spiritualität bzw. Transzendenzwahrnehmung.⁹

Die Unterschiede bezüglich der Transzendenzwahrnehmung und der Lebenszufriedenheit zwischen den Berufsgruppen sind recht schwach. Diakone haben vor den

⁹ Arndt Büssing u. a., Health and Life Satisfaction of Roman Catholic Pastoral Workers: Private Prayer has a Greater Impact than Public Prayer, in: Pastoral Psychology 65 (2016) 1, 89–102.

Priestern im Mittel die stärkste Transzendenzwahrnehmung, PastoralreferentInnen die schwächste. Mit Blick auf Lebenszufriedenheit sind Diakone zufriedener als Priester.

Die Daten zur religiösen Praxis entsprechen den Erwartungen, die man hinsichtlich der Berufsgruppen haben kann: Die priesterliche Spiritualität ist gekennzeichnet durch die (tägliche) Feier der Eucharistie und die Feier des Stundengebets. Das Sakrament der Versöhnung empfangen sie ebenfalls deutlich häufiger als alle anderen Berufsgruppen. Alle Berufsgruppen weisen ähnliche Frequenzen hinsichtlich des täglichen privaten Gebets auf. Auffällig ist auch, dass die Häufigkeit der Feier der Eucharistie vom Lebensalter abhängt. Je jünger die Befragten, desto häufiger augenscheinlich die (Mit-)Feier. Dieser Zusammenhang ist bei Priestern sehr deutlich ausgeprägt, bei Laien moderat ausgeprägt. Ein ähnliches Muster zeigt sich bei der Häufigkeit des Stundengebets und der Beichte.

Die Wahrnehmung von Transzendenz im täglichen Leben speist sich bei ordinierten wie nicht-ordinierten pastoralen MitarbeiterInnen hauptsächlich aus zwei Quellen: Lebenszufriedenheit und privatem Gebet. Die eher kollektiven liturgischen Feierformen religiöser Praxis stehen hinsichtlich ihres Zusammenhangs mit Transzendenzwahrnehmung in einem deutlich schwächeren Zusammenhang. Eine Schlussfolgerung ist, dass die innere, individuelle Erfahrung von Transzendenz eine starke Ressource für psychosomatische Gesundheit und Wohlbefinden ist. Ein Muster zur Erklärung des Zusammenhangs von Lebenszufriedenheit, Transzendenzwahrnehmung und privatem Gebet liegt möglicherweise darin, dass in der Erhebung dieser Dimensionen vor allem Variablen erfragt wurden, die eine vorrangig emotionale Dimension aufweisen, weniger eine kognitive.

Eine Lücke bleibt hingegen darin bestehen, dass vor allem der Zusammenhang zwischen Transzendenzenerfahrung und Feier der Eucharistie bei Priestern (und Diakonen, hier eher Stundengebet) sehr schwach ist. Die Studienautoren nehmen an, dass die regelmäßige Feier von Eucharistie und Stundengebet als öffentliche liturgische Feiern dazu führen, dass diese gottesdienstlichen Feiern zur Routine werden und dass damit innere Verbundenheit und Hingabe sowie die individuelle Transzendenzwahrnehmung in ihrer Vitalität schwächer werden. Denn auch bei Priestern ist das private Gebet ein deutlich stärkerer Faktor bezüglich der Transzendenzwahrnehmung.

Das private Gebet ist demnach ein höchst relevanter Faktor hinsichtlich der alltäglichen Transzendenzenerfahrung.

Ausbildung: Für die pastorale Ausbildung, vor allem für den Ausbildungsbereich „Spiritualität“, haben diese Zusammenhänge eine wichtige Bedeutung. Zum einen ist die Vielfalt der individuellen Formen des privaten Gebets als Ort und Zeit der Gottesbegegnung in allen drei Berufsgruppen zu fördern: ein gutes spirituelles „Standing“, eine lebendige individuelle Gottesbeziehung. Hier kommt den Spiritualen und Ausbil-

dungsbegleitenden eine enorme Bedeutung zu, um mit den jungen Seelsorgenden Aufmerksamkeit für die Wirklichkeit Gottes in dieser Welt und Ausdauer für das eigene Suchen und Finden zu entwickeln. Dies gilt auch in Bezug auf die Fülle an Formen, die die monastischen Traditionen bereithalten, aber auch jüngere Formen traditioneller oder moderner Spiritualität. Mit Blick auf die modernen Lebenskulturen junger Menschen heute müsste die spirituelle Bandbreite um augenscheinlich zunächst säkular-kulturelle Frömmigkeitsformen ausgeweitet werden: Sport, Musik, Kunst, Events. Vor allem urbane Formen von Ästhetik und Lebenskunst müssten als unkonventionelle Orte und reichhaltige Gelegenheiten der Gottesbegegnung in den Blick genommen und angeboten werden. Spiritualität und Transzendenzerfahrungen können demnach mehrere Akzente umschließen: die Pflege starker persönlicher Freundschaften und inspirierender privater (auch intimer) Beziehungen, Erkennen und Deuten der eigenen Biografie als Geschichte mit Gott, die vielfältige Praxis traditioneller und moderner Gebetsformen kennen und eine Intuition für diese vielfachen Ausdrucksformen des Glaubens entwickeln, Toleranz für die Vorläufigkeit und Temporabilität von Offenbarung und Transzendenz (Emmaus!) entwickeln.¹⁰

Ein Kennzeichen der Moderne ist der Selbstbezug der Menschen – auch hinsichtlich der Gestaltung der eigenen Spiritualität.¹¹ Die Priorität des privaten Gebets könnte auch darauf hindeuten, dass die in der Studie befragten Seelsorgenden durchaus moderne ZeitgenossInnen sind. Gleichwohl gilt es, die Entwicklung spiritueller Kompetenzen nicht nur auf das Ich zu beziehen, sondern Spiritualität auch als essenziellen Bestandteil von Teamfähigkeit und als Grundrhythmus kollegialer Zusammenarbeit im Seelsorgeteam zu erfassen.

Zum anderen lässt sich die beschriebene Lücke in der Dynamik von Transzendenzerfahrung und der Feier der Eucharistie bzw. des Stundengebetes mit Studienbefunden der Diözese Münster anreichern. Ein zentraler Befund der „Zufriedenheitsstudie“ ist, dass die KatholikInnen mit der Qualität der gottesdienstlichen Angebote in Pfarreien und Gemeinden eher mittelmäßig zufrieden sind, wohingegen die Qualität von den Seelsorgenden deutlich besser eingeschätzt wird.¹² Dieser Befund, zusammen mit den oben beschriebenen Erkundungen, weist darauf hin, dass in der Ausbildung besonders in Ritenkompetenz investiert werden muss. Dabei bezieht sich Ritenkompetenz auch, aber nicht nur, auf die Feier der Eucharistie an Werktagen wie an Sonntagen. Ritenkompetenz schließt das gesamte Spektrum liturgischer Feiern ein. Sie ist daher eine

¹⁰ Zur Reichhaltigkeit spiritueller Formen vgl. Marius Stelzer, *Wie lernen Seelsorger? Milieuspezifische Weiterbildung als strategisches Instrument kirchlicher Personalentwicklung*, Würzburg 2014, 253–258.

¹¹ Vgl. Jörg Stolz u. a., *Religion und Spiritualität in der Ich-Gesellschaft. Vier Gestalten des (Un-)Glaubens*, Zürich 2014.

¹² Vgl. Heribert Meffert – Norbert Kleyboldt, *Beziehung statt Abgrenzung. Kirche im Wandel. Status und Perspektiven im Bistum Münster*, Münster 2016, 37. Es ist zu beachten, dass die „Zufriedenheitsstudie“ der Diözese Münster aus Sicht der Marktforschung erstellt wurde.

Kernkompetenz für Priester wie für hauptamtliche Laien. Sie umfasst Körperhaltung und Aussprache, Sicherheit und Körperbewusstsein, Zeichen- und Raumkompetenz und nicht zuletzt eine responsive Artikulationsfähigkeit bezüglich des gesamten Gebetsvokabulars und der Verkündigungssprache.

Zustimmung zur zölibatären Lebensform

In einem weiteren Forschungsbericht wird die Zustimmung zur zölibatären Lebensform im Zusammenhang mit salutogenetischen Variablen (Lebens- und Arbeitszufriedenheit, Engagement, soziale Unterstützung, Selbstwirksamkeitserwartung) und Spiritualität (Transzendenzerwartung, religiöse Praxis, Gottesbeziehung, Geistliche Trockenheit) empirisch betrachtet.¹³

Knapp die Hälfte der befragten Priester erlebt das zölibatäre Leben als bereichernd und erfüllend, 34% hingegen empfinden den Zölibat als Belastung. 27% der Befragten haben die Vorbereitung auf das zölibatäre Leben im Seminar als hilfreich erlebt, fast zwei Drittel (61%) empfinden den Zölibat als hilfreich für den Dienst an den Menschen.

Die Zustimmung zum Zölibat ist altersabhängig: bei jungen Priestern (25–35 Jahre alt) und Ruheständlern in hohem Alter ist die Zustimmung zum Zölibat, gemessen am Gesamtscore der Zölibats-Skala, am höchsten, im Mittelfeld (45–55 Jahre alt) deutlich niedriger. Der Unterschied ist signifikant.

Hinsichtlich der Lebensform der befragten Priester gibt es ebenfalls Unterschiede: Die höchste Zustimmung zum Zölibat geben Befragte an, die in einer Kommunität leben. Es gibt starke bis moderate Zusammenhänge zwischen der Variable „Zustimmung zum Zölibat“ und den Variablen „Identität als Priester“, „tägliche spirituelle Erfahrungen“ und „Qualität der individuellen Gottesbeziehung“. Das Engagement und die Lebenszufriedenheit stehen ebenfalls in einem moderaten Zusammenhang mit der Zustimmung zum Zölibat. Die Kennwerte zur psychosomatischen Gesundheit (Angst, Depression, Somatisierung, Stresswahrnehmung) korrelieren sehr leicht bis moderat negativ mit den Zustimmungswerten.¹⁴

Spirituelle Ressourcen stehen ebenfalls in einem moderaten bis starken Zusammenhang mit den Zustimmungswerten zum Zölibat: auf der individuellen Ebene die Identifikation mit dem Leben als Priester, einer tragfähigen Gottesbeziehung und der

¹³ Vgl. hierzu Klaus Baumann u. a., Commitment to Celibacy in German Catholic Priests: it's Relation to Religious Practices, Psychosomatic Health and Psychosocial Resources, in: *Journal of Religion and Health* 56 (2017) 2, 649–668, (doi: 10.1007/s10943-016-0313-9).

¹⁴ Gleichwohl Korrelationskoeffizienten um 0,300, die signifikant sind, in Sozialwissenschaften deutlicher als Zusammenhang interpretiert werden. In psychologischen Untersuchungszusammenhängen wie der Seelsorgestudie ist man bezüglich der Interpretation der Stärke der Zusammenhänge konservativer.

Wahrnehmung von Transzendenz im Alltag, auf der Ebene religiöser Praxis das Stundengebet, die sakramentale Beichte (jeweils moderate Zusammenhänge) sowie die Feier der Eucharistie und das private Gebet (jeweils eher schwache Zusammenhänge). Der soziale Support spielt den Daten nach offenbar eine sehr schwache Rolle.

Die Studienautoren untersuchten Zusammenhänge zwischen den einzelnen gesundheitsrelevanten Variablen und der Zustimmung bzw. der Ablehnung des Zölibats. Es zeigen sich Unterschiede: Eine ablehnende Haltung hängt eng zusammen mit psychosomatischen Variablen, mit spiritueller Trockenheit, schwacher Transzendenzwahrnehmung und schwächerer Gottesbeziehung. Eine befürwortende Haltung hängt zusammen mit starker Gottesbeziehung und Arbeitsengagement.

Die Regressionsanalysen zeigen: Insgesamt ist vor allem das Stundengebet ein wichtiger Prädiktor für die Zustimmung zum Zölibat, gefolgt vom Arbeitsengagement. Die Häufigkeit der Beichte, die persönliche Gottesbeziehung und die Häufigkeit der Feier der Eucharistie sind ebenfalls förderliche Faktoren, stehen aber in der Rangfolge dem Stundengebet nach. Dies ist aber der empirische Befund. Vermutlich sind die qualitativen Auskünfte im entsprechenden Studienteil, der noch aussteht, aufschlussreicher.

Die Autoren kommen zu dem Schluss, dass eine Mehrheit von 61% den Zölibat als hilfreich für ihren Dienst einschätzt, 58% würden ihn wieder wählen. Gleichwohl erleben 34% den Zölibat als Belastung und 24% würden diese Lebensform nicht wieder wählen. Wesentlich und förderlich für die Zustimmung zum Zölibat (der eine lebenslange Aufgabe ist) sind eine regelmäßige, den Tag strukturierende religiöse Praxis, die Achtsamkeit für die Wirklichkeit Gottes im Alltag und die Pflege einer tiefen Gottesbeziehung durch das private Gebet. Förderlich ist auch das Zusammenleben als tragfähige Community/Kommunität, um Dienst und Leben, Beruf und Berufung, Stärken und Schwächen miteinander zu teilen.

Ausbildung: Die Autoren schließen mit der Darlegung von Faktoren, die auch für die priesterliche Ausbildung und die Personalauswahl immens wichtig sind: ein höchstes Maß an innerer, persönlicher Freiheit, eine affektive Reife, um mit den genannten Ressourcen förderlich umzugehen, und schlussendlich die eigene Fähigkeit, lebenslang die fundamentale Option des zölibatären Lebens als Priester angesichts unterschiedlicher und unvorhersehbarer Lebensumstände in aller Freiheit zu internalisieren. Diese Fähigkeiten und Ressourcen sind für das eheliche Leben von hauptberuflichen Laien genauso wichtig wie auch für alleinstehende Frauen und Männer im pastoralen Laiendienst. Denn: Monogamie in der hiesigen Kultur von Ehe und Familie impliziert, jenseits der persönlichen Beziehungsebene zum Ehepartner/in sexuell enthaltsam zu sein.

Intimität und Sexualität

Die Teilstudie zum Themenfeld Intimität und Sexualität¹⁵ umfasst die Fragebereiche der affektiven Intimität, Sexualität, des Umgangs mit Einsamkeit und Einstellungen gegenüber dem Zölibat bei Priestern. Die Angaben der Priester wurden mit den Angaben der nicht verpflichtend zölibatär lebenden Berufsgruppen in Beziehung gesetzt.

Im Umgang mit affektiver Intimität zeigen sich Unterschiede zwischen der Gruppe der Priester und den anderen Berufsgruppen. Die Erfahrungen mit Intimität sind in letzterer Gruppe ausgeprägter. Die Streuungswerte zeigen auch, dass die Erfahrungen von Priestern gegenüber den anderen SeelsorgerInnen extrem unterschiedlich sind. Die Daten zeigen zudem, so die Autoren, dass Priester häufiger über sexuelle Probleme berichten als die anderen Gruppen.

Bezüglich der Probleme ermitteln die Studienautoren folgende Daten: 96,5% der befragten Priester kennen ihre sexuelle Orientierung und haben sie akzeptiert, 27,6% haben Probleme im Bereich der Sexualität, 23,8% sagen, sie haben ein Problem mit dem Gebrauch von sexuellen Medien. 31,9% berichten, sie hatten als Heranwachsende Probleme, ihre Sexualität in den Griff zu bekommen.

Eine weitere Fragestellung betrifft den individuellen Umgang mit Sexualität und Intimität. Der Umgang mit Medien mit sexuellen Inhalten (Film, Internet) ist für viele Priester sehr belastend (30,9%). Als belastend stechen auch die Angaben zum Umgang mit der eigenen Sexualität (14,7%) und mit den eigenen erotischen Gefühlen (17,3%) hervor. Als bereichernd werden Nähe und Körperkontakt empfunden (64,1%).

Im Vergleich der Berufsgruppen zeigen die Angaben, dass Priester eher von sozialer, emotionaler Einsamkeit und der Unfähigkeit zum Alleinsein betroffen sind als die anderen Seelsorgenden. Besonders die „emotionale Einsamkeit“ (im Sinne einer fehlenden Paarbeziehung) spielt dabei eine bedeutsame Rolle.

Mit Blick auf die Lebensform des Zölibats zeigen die Regressionsanalysen, dass das affektive Erleben von Sexualität, Probleme im Bereich Sexualität und emotionale Einsamkeit als Fehlen intimer Beziehungen negative Prädikatoren darstellen. Dieser Befund korrespondiert mit den einzelnen Daten zum Umgang mit dem Zölibat. „Mehr als die Hälfte der Priester erleben in der Tat den Zölibat als Herausforderung insbesondere bezüglich des Verzichts auf partnerschaftliche Bindung (58,6%), körperliche Intimität (54,1%) und genitale Sexualität (53,1%), aber auch auf eigene Kinder (51,9%).“¹⁶

¹⁵ Jantje Kramer – Wolfgang Weig, Intimität und Sexualität bei katholischen Priestern in Deutschland. Ergebnisse aus der Seelsorgestudie, in: *Sexuologie* 23 (2016) 1–2, 5–16. In diesem Abschnitt wird nur der Bereich Intimität, Sexualität und Einsamkeit beleuchtet, weniger die Zusammenhänge zwischen zölibatärer Lebensform und Big Five, die in diesem Forschungsbericht ebenfalls erörtert werden.

¹⁶ Kramer – Weig, Intimität (s. Anm. 15) 11.

Ausbildung: Hinsichtlich des Ausbildungsthemas zeigt sich, dass neben den fachlichen Qualifikationen und Kompetenzen der gesamte Bereich der Persönlichkeitsentwicklung und -reifung eine zentrale Rolle in der Ausbildung des Seelsorgepersonals einnimmt und an Relevanz gewinnt. Eine wichtige Bedeutung kommt dabei den menschlichen Vitalitätsthemen zu. Das sind, neben der Spiritualität und dem Umgang mit Leitung und Macht (Selbstwirksamkeit/Handhabbarkeit als zentrale Dimension des Salutogenese-Modells) nicht zuletzt Sinn und Gestaltung der eigenen Sexualität – auch in der sexuellen Abstinenz der zölibatären Lebensform. Dass diese Themen in der Priesterausbildung relevant sind, zeigt bereits in den 1950er-Jahren die Priesterstudie von Jakob Crottogini.¹⁷

Nicht nur für Priester, auch für hauptberufliche Laien ist daher die ganzheitliche Integration der eigenen Sexualität (genetisches Geschlecht, körperliches Geschlecht, sexuelle Identität, sexuelle Präferenz¹⁸) eine unverzichtbare Aufgabe.

In der Seelsorgestudie wurde gleichgeschlechtliche sexuelle Präferenz mit Rücksicht auf mögliche Vorbehalte der Adressatengruppe nicht thematisiert.¹⁹ Gleichwohl ist das Thema bereits in Crottoginis Studie relevant.²⁰ Die ersten Erkundungen in der gegenwärtigen pastoraltheologischen Ausbildungsforschung zeigen jedoch an, dass Homosexualität ein zentrales Thema in der Ausbildung darstellt.

Das heißt zusammenfassend, dass das umfassende Themenfeld Sexualität insgesamt geöffnet werden muss, um einen souveränen und erwachsenen Umgang im *Forum Externum* der Seelsorgerausbildung zu gewährleisten und damit einer Normalität zugeführt wird, die der Bedeutung der Sexualität gebührt. In der Priesterstudie von Crottogini lässt sich bereits erahnen, wie mit diesem Vitalitätsthema in der Priesterausbildung professionell umgegangen werden sollte.²¹

¹⁷ Vgl. Crottogini (s. Anm. 5) 148–180. Beachtenswert ist die Offenheit der Befragten und die Ausführlichkeit der Antworten im Fragebogen. „Sehr viele Befragten scheinen aber geradezu auf eine solche Aussprachemöglichkeit gewartet zu haben. Das ergibt sich nicht nur aus der offenen und gründlichen Beantwortung aller, selbst der delikatesten Fragen, sondern auch aus den über 200 spontanen am Schluss des Bogens angeführten *Interesse- und Dankesbezeugungen*“ (Crottogini, 29, Hervorhebungen im Original).

¹⁸ Die gesamte menschliche Sexualität ist ein kanalisierter Prozess verschiedener Entwicklungsfaktoren. Dieses Zusammenspiel ist weitgehend, aber nicht immer, konkordant. Das genetische Geschlecht meint hier die in den Chromosomen liegende Geschlechtsbestimmung (X/Y-Chromosom), das körperliche Geschlecht bezeichnet die Entwicklung/Ausprägung der primären Geschlechtsmerkmale, die sexuelle Identität und die sexuelle Präferenz bezeichnen neurologische Muster im Gehirn, die sich bereits in der frühen fötalen Phase differenzieren (Feminisierung oder Maskulinisierung der Hirnstrukturen).

¹⁹ Kramer – Weig, Intimität (s. Anm. 15) 15.

²⁰ Vgl. Crottogini, Werden (s. Anm. 5) 155f.

²¹ Vgl. Crottogini, Werden (s. Anm. 5) 167.

Sozial-emotionale Bindung und psychosomatische Gesundheit

Die Studienautoren befassen sich in der qualitativen Teilstudie mit der Dynamik der Bindungsqualität und psychosomatischer Gesundheit.²² Von den Teilnehmenden der Fragebogenstudie gaben knapp 400 an, für qualitative Tiefeninterviews zur Verfügung zu stehen. 83 wurden zufällig ausgewählt und interviewt. Dabei waren alle Berufsgruppen vertreten. Die Angaben der Befragten konnten systematisch mit den quantitativen Befunden verbunden werden.

Die Bindungstheorie beschäftigt sich mit der Intensität und Qualität der sozial-emotionalen zwischenmenschlichen Bindung und Beziehungsentwicklung. Man geht in der psychologisch-pädagogischen Diagnostik davon aus, dass bereits in der frühesten Kindheit im Rahmen der Mutter-Kind-Beziehung wichtige Bindungsressourcen entwickelt werden, die sich nachhaltig auf die Art und Weise und die Tiefe zwischenmenschlicher Bindung und Beziehungsentwicklung im Erwachsenenalter auswirken. Ein zentrales Merkmal einer sicher-autonomen Bindungsqualität ist dabei die Entwicklung eines „security-ports“, eines Sicherheitshafens als inneres Arbeitsmodell. Wer sich hier gut zurückbinden kann, dem fällt es in der Regel leichter, das Lebensumfeld zu erkunden, zu explorieren.

Mithilfe eines qualitativen Frageinstruments zur Qualität der sozial-emotionalen Bindung wurde die Bindungsqualität erfragt. Die Zuordnung zu den vier Bindungstypen wurde via Relecture durch zwei Fachwissenschaftler vorgenommen und kommunikativ validiert. 23% der Befragten sind sicher-autonom gebunden, 39% unsicher-distanziert, 18% unsicher-verstrickt und 21% desorganisiert. Die normalen Verteilungsmuster in der Bevölkerung: ca. 50% sicher-autonome, 24% unsicher distanzierte, 9% unsicher verstrickte und 17% desorganisierte Bindungsrepräsentanzen. Es fällt auf, dass der Anteil der Seelsorgenden deutlich unter dem Referenzwert von 50% für eine sicher-autonome Bindung liegt. Der Unterschied zwischen Priestern und anderen Seelsorgeberufen ist bei diesem Bindungstypus signifikant (Priester: 19%, andere Seelsorgende: 33%). Beide Gruppe liegen zudem deutlich über dem Referenzwert „unsicher-distanziert Gebundene“ und deutlich über dem Referenzwert „unsicher-verstrickt Gebundene“. Desorganisierte Bindungsrepräsentanzen liegen auf dem Level der Referenzdaten.

Bei allen Detailbefunden ist als Fazit festzuhalten, dass mit Blick auf die Berufswahl zwei Richtungen relevant sind: „die religiöse Berufs- und Lebensweise [ist] vor dem Hintergrund spezifischer Bindungserfahrungen besonders attraktiv [...]. Ähnlich wie die Single-Lebensweise im Allgemeinen kann die zölibatäre Lebensweise Menschen mit unsicher-distanzierten Bindungen die Möglichkeit zu einer vergleichsweise auto-

²² Johann Jakob Müller u.a., Bindung und psychosomatische Gesundheit bei katholischen Seelsorgenden, in: Zeitschrift für psychosomatische Medizin und Psychotherapie 61 (2015), 370–383.

nomen Gestaltung des Berufsumfeldes, Vermeidung erotischer Intimität oder ähnlichem bieten.“²³ Zugleich wird in den Blick genommen, dass vor allem im ländlichen Raum die katholische Kirche in Gestalt des Heimatpfarrers einen Sicherheitsbasis anbieten kann, vor allem, wenn familiäre Bindungen und Beziehungen instabil sind. Vermutlich spielt auch die soziale Gestalt der Kirche (als Pfarrfamilie) für Menschen mit unsicheren Bindungsrepräsentanzen eine entsprechende Rolle als Sicherheitsbasis.

Ausbildung: Erste empirische Erkundungen in der gegenwärtigen pastoralen Ausbildungsforschung zeigen, dass katholische junge Erwachsene im Alter von 20–29 Jahren, die sich als sehr religiös-gläubig bezeichnen, im Vergleich zu ihren katholischen AltersgenossInnen insgesamt und im Vergleich zu allen 20- bis 29-jährigen jungen Erwachsenen zwar sehr ähnlich leistungs- und aufstiegsorientiert sind, jedoch diese Werte mit eher familiären Harmoniewerten verbinden, während die Kontrollgruppe *aller* jungen Erwachsenen diese Leistungswerte eher mit Hedonismus- bzw. Erlebniswerten sampeln.²⁴ Mit Blick auf die Befunde der Seelsorgestudie zum Themenfeld „Bindungstheorie“ lässt sich die Hypothese erhärten, dass die gegenwärtige Sozialform von Kirche und Gemeinde als kirchliches Harmoniemilieu besonders für diejenigen attraktiv ist, die sich als sehr religiös-gläubig einstufen und vielfach deutlich bürgerlicher und harmonieorientierter sind als ihre Altersgenossen, die sich eher als moderat oder deutlich weniger religiös-gläubig bezeichnen. Es stellt sich daher die grundsätzliche Frage nach den Kriterien der kirchlichen Personalauswahl und der Personalentwicklung im Bereich „Ausbildung“. Denn der pastorale Beruf setzt voraus, dass diejenigen, die ihn ausüben, eine gesunde Beziehungsfähigkeit aufweisen. Bei allen fachlichen Kompetenzen, die für die Seelsorge relevant sind, ist Beziehungsfähigkeit als Teil der Persönlichkeitskompetenz unabdingbar. Wenn man zusätzlich davon ausgeht, dass wir auch im System der gegenwärtigen, oftmals groß gewordenen Pfarreien, Führungskräfte benötigen, kommt der Entwicklung einer inneren Autonomie eine besondere Rolle zu. Mit aller Vorsicht gesagt: Offenbar gibt es Interaktionseffekte zwischen Glaube/Religion und Harmoniewerten. Offen ist noch, ob diese Interaktion auch mit Bindungsrepräsentationen korreliert. Die Autoren der Seelsorgestudie

²³ Müller, *Bindung* (s. Anm. 22) 381.

²⁴ Die Analysen des Autors dieses Berichts beruhen auf Sekundäranalysen eines deutschlandweit repräsentativen Marktforschungsdatensatzes mit über 45.000 Fällen, in denen auch Angaben zu Konfession, zu religiösen Selbsteinschätzung und zu Persönlichkeitsfaktoren „Erlebniswerte, Familienwerte, Leistungswerte, Aufstiegsorientierung, Pflicht- und Akzeptanzwerte“ erfragt werden. Ziel der Sekundäranalysen ist, die Sozialstruktur und die Lebensstile der potenziellen Adressatengruppe junger Erwachsener für den Arbeitsmarkt generell und für den kirchlichen Dienst im Besonderen zu eruieren. Der Forschungsbericht mit entsprechenden Datentabellen entsteht derzeit im Rahmen der pastoraltheologischen Ausbildungsforschung der Diözese Münster.

geben einen vorsichtigen Hinweis auf die mögliche Kompensationsfunktion von Glaube und Religion zum Ausgleich dysfunktionaler Bindungserfahrungen oder der korrespondierenden Funktion sowohl funktionaler als auch dysfunktionaler Bindungserfahrungen mit Spiritualität.²⁵

Diesbezüglich ist folgender Akzent wichtig: In der empirischen Lebensstilforschung gehen wir davon aus, dass vor allem im jungen Erwachsenenalter Erlebniswerte als Explorationswerte nicht nur typisch, sondern für eine gesunde individuelle psychosoziale Entwicklung elementar wichtig sind. Wir sprechen von einer Phase der „biografischen Offenheit“, die dazu dient, berufliche Perspektiven zu entwerfen und in Ausbildung/Studium zu vertiefen, ggf. neu zu justieren und eine fundierte Beziehungsfähigkeit zu entwickeln. Das heißt, dass es darum geht, insgesamt eine Lebensstrategie zu entwerfen, die für die folgenden Lebensphasen der biografischen Konsolidierung (Familie, Partnerschaft), biografischen Etablierung (postfamiliär, berufliche Neuorientierung) und biografischen Schließung (Ruhestandsphase, Alter) tragfähig ist. Genau diese Aufgaben der biografischen Offenheit stellen sich auch im Theologiestudium und in flankierenden Maßnahmen der studienbegleitenden Institutionen (Priesterseminare, Kollegs). Exploration und Offenheit bedürfen laut der Bindungstheorie einer Sicherheitsbasis als security-port. Zugleich ist aber auch relevant: Exploration und Offenheit sind für eine gesunde Entwicklung wichtig. Die These der Kompensation und Korrespondenz von Bindungserfahrungen mit Glaube/Religion/Spiritualität mit Blick auf eher unsichere Bindungsrepräsentanzen ist daher genauer zu klären in Bezug auf Personalgewinnung und -begleitung.

Psychische Labilität, Kohärenzgefühl, Vertrauen und Transzendenzenerfahrung

Eine weitere Fragestellung der Seelsorgestudie ist, inwieweit sich die Persönlichkeitsstruktur, insbesondere Neurotizismus, von Seelsorgenden auf das Kohärenzgefühl, nämlich auf Handhabbarkeit, Verstehbarkeit und Sinnhaftigkeit täglicher Erfahrung- und Handlungszusammenhänge auswirkt und welche Rolle in diesem hypothetischen Interaktionsmuster die Faktoren „Religiöses Vertrauen“ und Transzendenzwahrnehmung als Ressourcen spielen.²⁶

Erste Zusammenhangsanalysen zeigen einen deutlich moderaten negativen Zusammenhang des Faktors Neurotizismus (N) mit der Dimension „Kohärenzgefühl“ (.495**). Mithilfe der Regressionsanalyse konnte Neurotizismus als stärkster (negativer) Prädiktor der Big-Five-Dimensionen für das Kohärenzgefühl ermittelt werden. Offenheit spielt die geringste Rolle. Je emotional labiler eine Person ist, desto schwä-

²⁵ Vgl. Müller, Bindung (s. Anm. 22) 382.

²⁶ Philipp Kerksieck u. a., Reduced Sense of Coherence Due to Neuroticism: Are Transcendent Beliefs Protective Among Catholic Pastoral Workers? In: Journal of Religion and Health 55 (2016), (doi: 10.1007/s10943-016-0322-8), 1–15, auch: Grafik 1, 5.

cher ist das Kohärenzgefühl; je zufriedener, emotional stabiler eine Person ist, desto stärker ist das Kohärenzgefühl. Emotionale Stabilität ist ein wesentliches Anzeichen für ein ausgeprägtes Kohärenzgefühl. Der Befund ist höchst signifikant.

Religiöses Vertrauen spielt in dieser Dynamik eine signifikant moderierende Rolle. Gleiches gilt für die Dimension „Transzendenz Erfahrung im Alltag“. Auch diese Dimension hat einen signifikant moderierenden Effekt auf die Dynamik von Neurotizismus und Kohärenzgefühl. Die Studienautoren stellen zur Diskussion, dass religiöses Vertrauen und Transzendenz Erfahrung im Alltag starke psychologische Ressourcen für Personen sind, die ihrer inneren Konstitution wegen für Stress und Erschöpfung anfällig sind. Sie gehen aufgrund der Studienergebnisse davon aus, dass religiöses Vertrauen und Transzendenz Erfahrung eine stark moderierende Pufferfunktion in Bezug auf instabile Kohärenzmuster bei Seelsorgenden haben. Gleichwohl können Gebet und spirituelle Praxis allein emotional labile Persönlichkeitsmuster nicht heilen. Die Befunde erfordern weitere Forschung „in order to discover helpful resources for persons who are interested in a spiritual and religious orientation in their lives“²⁷.

Ausbildung: Der letzte Satz des Fazits dieses Studienberichts ist ausschlaggebend für die Ausbildung. Dieser Befund ist relevant für die Personalauswahl und frühe Personalentwicklung in der Ausbildung – insbesondere an der Schnittstelle zwischen spiritueller und pastoralpsychologischer Formation. Angesichts des hohen Anspruchs an die Qualität von Seelsorge in allen Grunddiensten der Kirche, spielt bei der Personalauswahl von (potenziellen) Seelsorgenden eine gesunde und ausgewogene Persönlichkeitsstruktur eine große Rolle. Prägnant gesagt: Spirituelle Kompetenz als Ressource ist hilfreich, um emotional labile Phasen im beruflichen wie privaten Leben abzufedern, und daher ein wichtiger Faktor in der Personalbegleitung und -beratung, besonders in der geistlichen Begleitung. Spirituelle Kompetenz und Spiritualität/Religiöses Vertrauen sind aber kein Heilmittel, um emotionale Labilität und Ängstlichkeit von Seelsorgenden zu kompensieren. Es gilt aber auch, die andere Seite von Neurotizismus zu betrachten, denn aufgrund ihrer Verletzlichkeit weisen Menschen mit hohen Neurotizismus-Werten auch eine hohe Sensibilität auf.²⁸ Die in dieser Studie beschriebene Interaktion ist zudem relevant für die Gewinnung/für das Scouting von künftigen Führungskräften in kirchlichen Diensten. Je höher die Hierarchie, desto höhere Ansprüche an eine emotionale Stabilität als Führungsqualität einer Person sind zu stellen. Je dünner die Personaldecke, je geringer die Bewerberzahl, desto ge-

²⁷ Kerksieck, Reduced Sense (s. Anm. 26) 12.

²⁸ Vgl. die Facetten von Neurotizismus nach Ostendorf und Angleitner in: Jens Asendorpf, Persönlichkeitspsychologie für Bachelor, Heidelberg ³2015, 72.

nauer und ausgewogener muss die Personalauswahl ausfallen.²⁹ Denn angesichts der hohen Qualitätserwartung in der Seelsorge, der Komplexität der Handlungsstrukturen und dem hohen Maß an Verantwortung in den großen pastoralen Strukturen haben wir es in der Territorialeseelsorge bei *allen* pastoralen Berufen mit Führungskräften zu tun.

Geistlich-spirituelle Trockenheit

Eine weitere Teilstudie nimmt in den Blick, inwieweit geistlich-spirituelle Trockenheit in beiden Seelsorgegruppen (Priester³⁰, Laien³¹) existiert, wie sich geistliche Trockenheit auf die Qualität seelsorglicher Arbeit auswirkt und wie Seelsorgende damit umgehen. Diese Fragestellung wurde mit zwei Teilstudien unter die Lupe genommen, die Befunde sind jedoch vergleichbar. Das heißt: Geistliche Trockenheit ist kein spezifisch priesterliches Thema, sondern kommt in ähnlichem Maß und in vergleichbarer Dynamik auch bei hauptberuflichen Laien vor. Daher nehmen wir uns die vergleichenden Befunde im Forschungsbericht über nicht-ordinierte Seelsorgende vor.

Knapp die Hälfte aller Seelsorgenden haben die Erfahrung geistlicher Trockenheit gemacht (Priester: 46%, Laien: 50%); 13% erfahren regelmäßig geistliche Trockenheit (12% Priester).

Prädikatoren geistlicher Trockenheit sind bei beiden Gruppen ähnlich: schwache Transzendenzwahrnehmung, schwaches Kohärenzgefühl, depressive Symptome und erhöhte Stresswahrnehmung. Weder Profession noch die Eigenart der jeweiligen Berufung noch die jeweilige Lebenssituation stehen in einem Zusammenhang mit geistlicher Trockenheit. Gleiches gilt auch für die Variablen Lebenssituation, Unterschiede in der sozialen Unterstützung und Selbstwirksamkeit. Auch scheinen Unterschiede zwischen Geschlechtern und Altersgruppen keine besondere Rolle zu spielen. Spirituelle Trockenheit ist offenbar ein übergreifend gültiges Phänomen in Dienst und Leben von Seelsorgenden. Die Analysen ergeben, dass Transzendenzerfahrung bzw. die eigene Gottesbeziehung, also die Erfahrung der Liebe und Unterstützung Gottes im Alltag, nicht allein geistliche Trockenheit erklärt. Die Kombination und Interaktion von schwacher Transzendenzwahrnehmung und schwachem Kohärenzgefühl (Handhabbarkeit, Verstehbarkeit, Sinnhaftigkeit des eigenen Handelns) sind offenbar wesentliche Quellen geistlicher Trockenheit. Depressive Tendenzen oder Stresswahrnehmung

²⁹ Vgl. die Ausführungen zum zweidimensionalen Temperamentsystem von Eysenck in Verbindung mit Neurotizismus und Extraversion in: Jens Asendorpf, *Psychologie der Persönlichkeit*, Heidelberg 2007, 179f, Abb. 4.5.

³⁰ Arndt Büssing u. a., *Reactions and Strategies of German Catholic Priests to Cope with Phases of Spiritual Dryness*, in: *Journal of Religion and Health* (2016) (doi: 10.1007/s10943-016-0333-5).

³¹ Arndt Büssing u. a., *Spiritual Dryness in Non-Ordained Catholic Pastoral Workers*, in: *Religions* 7 (2016) 12, 1–9.

stehen zwar in einem Zusammenhang mit geistlicher Trockenheit, sind aber diesbezüglich nur marginale Kräfte.

Ausbildung: Die Studienautoren beschreiben, dass gehaltvolle geistliche Erfahrungen über eine Kraft verfügen, die Menschen befähigt, sich von eigenen Begrenzungen und Bestimmungen lösen zu können. „It (spiritual dryness, M.S.) rather hints to the experiential wisdom that the quality of spiritual experiences is exempt from the persons' command.“³² Neben der Formation zu einem autonomen Menschen als ein wichtiger Faktor der Personalentwicklung in Studium und Ausbildung kann die geistliche Begleitung zu erlöster menschlicher Existenz sozusagen die andere Seite der Medaille darstellen. Autonomie als personale Kompetenz und Erlösung als geistliche Kompetenz scheinen zwei starke korrespondierende Pole in der Personalentwicklung von Seelsorgenden zu sein. Und zwar Erlösung in einem umfassenden, salutogenetischen Sinn: lebendig, optimistisch, wahrhaftig, ausdrucksvoll, barmherzig, liebend, positiv, versöhnend, befreit, fröhlich, gerecht, freundschaftlich, verbindlich, beschenkt.³³

Geistliche Begleitung ist darüber hinaus ein sehr individualisiertes Themenfeld. Da es offenbar nur schwache Unterschiede zwischen Berufsgruppen, Altersgruppen und anderen Variablen gibt, ergibt es Sinn, über die individuelle Begleitung hinaus gemeinsame kommunikative Ebenen zu schaffen, in denen geistliche Ressourcen ausgetauscht und angereichert werden können. Die Hypothese dazu lautet: Je höher und intensiver der berufsgruppenübergreifende Austausch geistlich relevanter Fragen und Themen ist, desto reichhaltiger kann sich das Potenzial geistlicher Ressourcen anreichern. Es ist zu vermuten, dass ein solches kollegiales Setting Verstehbarkeit, Handhabbarkeit und Sinnhaftigkeit beruflichen Handelns und menschlicher Existenz als SeelsorgerIn äußerst positiv beeinflusst.

Stresserleben und Lebensstil

Ein für diesen Artikel als letzter konsultierter Studienbericht ist der Beitrag von Philipp Kerksieck u. a. zur Interaktion und Vorhersagbarkeit von individuellem Stresserleben und psychosomatisch relevanten Lebensstilvariablen, allen voran der Body-Mass-Index (BMI) sowie Alkohol- und Nikotinkonsum.³⁴

Es zeigen sich berufsspezifische Auffälligkeiten: Priester und Diakone sind, verglichen mit den Referenzwerten, vermehrt übergewichtig bzw. adipös. Kerksieck schreibt,

³² Büssing, *Spiritual Dryness* (s. Anm. 31) 8.

³³ Vgl. hierzu die Variationen des Begriffes „Shalom“ als ganzheitlichen Heilsbegriff bzw. als kirchlichen Schlüsselbegriff in: Paul M. Zulehner, *Pastoraltheologie. Fundamentalpastoral. Kirche zwischen Auftrag und Erwartung*, Düsseldorf 1989, 65–68.

³⁴ Philipp Kerksieck – Klaus Baumann – Eckhardt Frick, Prävalenz und Interaktion von Stresserleben und psychosomatisch relevanten Lebensstilvariablen bei Seelsorgenden in den deutschen Diözesen, in: *Zeitschrift für psychosomatische Medizin und Psychotherapie* 62 (2016) 4, 353–365.

dass dieser Befund insofern bemerkenswert ist, als hohe BMI-Werte grundsätzlich abhängig von Lebensalter und sozioökonomischem Status sind. Je niedriger der sozioökonomische Status und je älter die befragte Person, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, übergewichtig zu sein. Dieser Befund konnte für diesen Aufsatz vom Autor mithilfe aktueller ALLBUS-Daten validiert werden. Die Brisanz des Befundes: Im Vergleich mit der Gesamtbevölkerung kommt Übergewicht bei Priestern und Diakonen, vor allem jedoch bei der Gruppe der Priester, häufiger vor. „Für einen erheblichen Teil der Priester und Diakone in der untersuchten Stichprobe liegen somit Gesundheitsrisiken aufgrund des gesteigerten BMI vor.“³⁵ Diese Folgerisiken können u. a. sein: Rückenschmerzen bzw. Einschränkungen des Bewegungsapparates, Bluthochdruck, Fettstoffwechselstörungen, Arthrose, Diabetes, Arthritis, sekundär chronische Atemwegserkrankungen. PastoralreferentInnen weisen den höchsten Anteil an normalgewichtigen Personen auf, GemeindeferentInnen sind zur Hälfte normalgewichtig, zur anderen Hälfte übergewichtig. Geschlechtsunterschiede sind im Mittel eher klein.

Priester und Diakone gehören zudem zu einer Risikogruppe bezüglich des regelmäßigen bzw. täglichen Alkoholkonsums (unabhängig von der Kommunion in der Messfeier). Im Vergleich zu anderen pastoralen Berufs- und Referenzgruppen sind die Werte hier deutlich erhöht. Alkoholkonsum in pastoralen Berufsgruppen scheint zudem geschlechtsabhängig zu sein. Männer konsumieren häufiger Alkohol als Frauen.

Bemerkenswert ist: Es liegen keine Zusammenhänge zwischen dem subjektiven Stresserleben der Befragten und der Ausprägung des BMI vor. Ebenfalls sind die Effekte für einen Zusammenhang zwischen Stress und Alkohol- und Nikotinkonsum marginal. Die Vermutung: „Die beruflichen Tätigkeitsprofile, die Form des Zusammenlebens und ein ‚einfacher‘ Effekt verstärkten Genießens von Essen und Trinken könnte ursächlich für einen erhöhten BMI in den Berufsgruppen der Priester und Diakone sein.“³⁶ Das Geschlecht hat insgesamt nur marginale Einflüsse auf die Analysevariablen.

Die Studienautoren plädieren für Interventionen bezüglich des Alkoholkonsums von Priestern und Diakonen durch präventive Angebote. Sie empfehlen, Programme zur Gesundheitsförderung zu entwickeln, besonders mit Blick auf die BMI-Risikogruppen Priester und Diakone sowie grundsätzliche Maßnahmen zur Stressminderung bzw. Stressresistenz.

Ausbildung: In der Personalgewinnung und -ausbildung müssen Gesundheitsthemen in enger Verbindung mit der Entwicklung eines eigenen Lebensstils (in der Postadoleszenz) obligatorisch sein. Das „Personale Angebot“ seelsorglichen Personals darf sich nicht nur in der verbalen seelsorglichen Verkündigungs-kompetenz niederschlagen.

³⁵ Kerksieck u. a., Prävalenz (s. Anm. 34) 360.

³⁶ Kerksieck u. a., Prävalenz (s. Anm. 34) 363.

Das heißt: Die lebensstilistischen Alltagsinszenierungen von Seelsorgerinnen und Seelsorgern, angefangen beim Umgang mit der eigenen Körperlichkeit, über gesunde Ernährung, sportliche Aktivität und körperliche Erholung als wichtige körperliche Ressourcen bis hin zur Psychohygiene, eine insgesamt heilsame Spiritualität und eine integrierte Sexualität als geistig-geistliche Ressourcen sind ein zentraler Baustein von Verkündigung. Gesundheitskompetenz als Teil personal-sozialer Kompetenz ist Verkündigungskompetenz und essenzieller Teil pastoraler Professionalität im Sinne des Personalen Angebots.

Der Erhalt und die Förderung der Gesundheit – auch im Sinne einer lebensstilistischen Auffassung und Entfaltung – ist daher nicht nur eine individuelle Aufgabe, sondern eine Aufgabe des Verkündigungssystems „Kirche“ und muss daher strukturiert gesteuert werden. Das informelle Wissen um eine gesunde Lebensweise ist nicht nur für die eigene Körperlichkeit und das eigene Körperbewusstsein relevant, sondern auch in fachlicher Hinsicht für die Indikation von Krankheiten, Störungen und anderen gesundheitlichen, lebensstilistischen, psychosomatischen Auffälligkeiten bei Rat suchenden Menschen in der täglichen seelsorglichen Praxis. Besonders wichtig ist dieses Wissen für Seelsorgende mit Personalverantwortung und der damit verbundenen Fürsorgepflicht für die Mitarbeitenden. Personalentwicklungsprozesse, allen voran Ausbildungsprozesse, sind aus arbeitspsychologischer Sicht auch markante Sozialisationsprozesse. Dem Ausbildungssetting als Sozialisationsraum kommt daher eine besondere Bedeutung zu. Das hat Konsequenzen für die Ausbildungscurricula als auch für die Hauskulturen und Raumprogramme: In welcher Weise werden Gesundheitsthemen für die eigene physisch-psychische Entwicklung und für pastoralpsychologisch-seelsorgliches Wissen berücksichtigt? Wie sieht ganz konkret das Ernährungsprogramm der Seminare und Institute aus, die in der Regel Vollverpflegungshäuser sind? In welcher Weise werden Anreize geschaffen zu sportlicher Betätigung, Fitness, Bewegung, gesunder Ernährung? Wie wird darauf vorbereitet, im späteren seelsorglichen Feld alleine oder in Beziehung (Ehe, priesterliche Kommunität o. Ä.) eigenständig und gesund leben zu können? In welcher Weise wird in die psychische Stabilität von Seelsorgenden investiert, damit diese den Alltagsstress gelassen meistern können und nicht der Gefahr erliegen, ungesunde Kompensationsstrategien zu entwickeln (Alkoholkonsum, Essen). In der Seelsorgeausbildung wird stark in geistlich-spirituelle Bildung investiert. Ganz im Sinne Teresa von Avilas gilt es, zukünftig der körperlich-physischen Entwicklung (in der Postadoleszenz wohl gemerkt) gleichwertige Aufmerksamkeit zu schenken, „damit die Seele Lust hat, darin [im Leib; M. S.] zu wohnen“.

Gesamtbetrachtung

Man kann die Seelsorgestudie in der gesamten Anlage und gegenwärtig laufenden Auswertung nicht nur als ein Mammutprojekt, sondern in der Geschichte der kirchli-

chen Sozial- und Professionsforschung auch als Meilenstein bezeichnen. Nach den Synodenumfragen in den 1970er-Jahren (darin war auch eine Priesterstudie enthalten) ist die Seelsorgestudie das zweitgrößte empirische Forschungsvorhaben in der Pastoraltheologie im deutschsprachigen Raum.³⁷ Sie bietet – das zeigen umrisshaft die Ausführungen zu den einzelnen Fragestellungen in diesem Artikel – eine Fülle an höchst relevanten Informationen für die gesamte kirchliche Personalentwicklung.

1. Mit über 8.000 auswertbaren Fragebögen aus 22 von 27 deutschen Diözesen existiert eine beachtliche Stichprobe. Man kann sagen, dass die Studie repräsentativ ist für das gesamte Kollegium der Seelsorgerinnen und Seelsorger in Deutschland. Repräsentativ in dem Sinne, als dass man davon ausgehen kann, dass den Umfrageteilnehmenden an einer guten Weiterentwicklung der Berufe und der unterstützenden Systeme gelegen ist. Die Befunde sind deshalb lt. Ausgangsthese höchst relevant für Personalgewinnung und -ausbildung. Es lohnt sich daher, weitere Forschungsberichte, die sich in Vorbereitung befinden, mit Hinblick auf die auf Ausbildung zu konsultieren.

2. Die Forschergruppe repräsentiert personell die Bandbreite der thematisch relevanten Disziplinen. Das hat den großen Vorteil, dass fachspezifische „blinde Flecken“ umgangen oder gar aufgehellt werden können. Gleichwohl gibt es zwei wichtige Gedanken: Die Expertise von Frauen aus der kirchlichen Sozialforschung bzw. in der Pastoraltheologie/-psychologie hätte die Dominanz der männlichen Verantwortlichen im Studiensystem etwas entschärfen bzw. die Blickwinkel um die wichtige Frauenperspektive erweitern können. Und eine ausgesprochen pastoralsoziologische Expertise hätte den pastoralpsychologischen Schwerpunkt des Studiensystems passabel anreichern können. Für die weitere Auswertung wären beide Punkte empfehlenswert.

3. Deutlich mehr als zwei Drittel aller bisher veröffentlichten Studienberichte zu Teilstudien des gesamten Projektes, die hier aufgeführt sind, wurden als begutachtete Artikel in einschlägigen internationalen Fachzeitschriften veröffentlicht. Das bedeutet, dass die bisherigen Forschungsergebnisse in der jeweiligen Darstellung des Problemhorizontes (Forschungsfrage), der Darstellung des Forschungshintergrundes, der jeweiligen Einordnung in den (pastoral-)psychologischen Diskurs, der Auswahl der Messinstrumente und der Erhebung und Auswertung der einzelnen Forschungsdaten einer fachwissenschaftlichen Fremdperspektive unterzogen wurden. Die externe Begutachtung validiert und autorisiert demnach die Studienergebnisse. Der Redlichkeit halber muss aber auch benannt werden, dass die Rezeption der englischsprachigen Texte hinsichtlich der verwendeten Fachsprache nicht ganz so leichtgängig ist.

³⁷ Das Studiensystem von Paul M. Zulehner ist ebenfalls sehr beachtlich, gleichwohl dort über einen längeren Zeitraum immer jeweils eine Berufsgruppe isoliert in den Blick genommen wurde.

4. Dienlich ist der Hinweis auf die jeweiligen Limitationen der Forschungsdaten bzw. der Studienanlage als auch der Hinweis in den einzelnen Berichten, dass die Studie als akademisches Unterfangen unabhängig von kirchlichen Weisungsstrukturen vorgenommen wurde, um Interessenskonflikte vorzubeugen. Das entlastet die gesamte Studie und die Studienkommunikation insofern, als die Studie weder beanspruchen kann noch will, alle Probleme der derzeitigen Pastoral zu lösen.

5. Der gegenwärtig existierende Nachteil ist, dass durch die Fachartikel die breite Anwenderbasis auf Organisationsseite trotz umfangreicher Referententätigkeit der Studienautoren eher schwer erreicht wird. Ein erstes Fachbuch ist jüngst erschienen. Es wäre jetzt äußerst wichtig, eine gemeinsame Strategie des Wissenstransfers bzw. der Wissenschaftskommunikation zu entwickeln, um gezielt und so genau wie möglich die detaillierten Befunde in die kirchlichen Strukturen einzuspeisen, um auf diese Weise tatsächlich in Dienst und Leben der Seelsorgenden zu investieren. Eine solche Kommunikationsstrategie sollte interdiözesane Lerneffekte ermöglichen.

6. Eine wichtige und populäre Erkenntnis der Seelsorgestudie ist, dass viele Seelsorgende mit der Organisation der Kirche bzw. Diözese eher unzufrieden sind. Hierzu liegt dem Autor gegenwärtig noch kein Bericht der Studienautoren vor. Das heißt auch: Auf Basis dieser Aussagen der Studienteilnehmenden scheinen sich offenbar Investitionen in die gesamte Organisationslogik kirchlicher Behörden und Akteure zu lohnen bzw. wünschenswert zu sein. Hinter diesem Befund können mehrere Aussagen der Seelsorgenden stecken: „Wir schaffen das nicht alleine.“ – „Wir benötigen adäquate Unterstützung.“ – Oder auch: „Die Realität an der Basis ist deutlich anders, als man sich das möglicherweise in der kirchlichen Organisation vorstellt.“ In gleicher Intensität, in der sich die Berichte bislang auf verschiedene Akzente des Wohlergehens von Seelsorgenden beziehen, müssten die organisationsrelevanten Themen aufbereitet werden. Dieser Bericht ist hinsichtlich des Ausbildungsbereichs ein erster Versuch dazu – wenn auch von externer Seite. Er versucht, die relevanten und brisanten Befunde in das Organisationsfeld „Ausbildung“ einzuspeisen.

7. Damit einher geht folgende Anforderung: So sehr viele Analyseinstrumente in der Seelsorgestudie sich auf Individuen bzw. Persönlichkeitsfaktoren beziehen, darf man jetzt nicht den Fehler machen, Personalentwicklungsthemen zu individualisieren und die Verantwortung ausschließlich den Seelsorgenden aufzubürden. Die Konsequenzen sind innerhalb der gesamten personalen Wertschöpfungskette bezüglich aller Akteure zu durchdenken, um adäquate personalentwicklerische wie organisationale Maßnahmen zu ergreifen. Hier besteht auch in den Support-Strukturen der Priesterseminare und Laieninstitute Entwicklungsbedarf.

8. Die empirischen Erkenntnisse und praktischen Konsequenzen der gesamten Studie sind daher auch vor einer Frage zu beleuchten, die ein zentrales Vorzeichen gegenwärtiger Pastoral- und Personalentwicklung ist: Auf welche Leitidee von „Kirche“ zielt Pastoral- und Personalentwicklung auf absehbare Zeit? Auf welche Leitidee von „Kirche“ wird zukünftig ausgebildet? Der Autor ist der festen Überzeugung, dass dies nicht ausschließlich die kirchliche Sozialstruktur sein kann, die gewissermaßen noch die DNA der pianischen Epoche und der postsynodalen Pfarrfamilie in sich trägt und bis heute die übliche Sozialform von Kirche und Gemeinde – „wir hier drinnen und die Fernstehenden da draußen“ – darstellt. Entsprechend sind Ausbildungsstrukturen und Gratifikations- und Wertschätzungssysteme derzeit konfiguriert.³⁸ Ein zu entwickelndes diakonales Konzept kirchlicher Orte und Gelegenheiten unter dem Dach einer (kommunal orientierten) Pfarrei, an denen Menschen Leben und Glauben teilen, zeigt Kirche und kirchliches Engagement als nachbarschaftliches Prinzip mit unterschiedlicher Intensität und unterschiedlichen Artikulationsmustern des Evangeliums.³⁹ Pastorale Ausbildung muss hier strukturell wie thematisch umfassend neu konfiguriert werden.

9. Die Seelsorgestudie nimmt in besonderer Weise das Themenfeld Gesundheit und Lebensstil pastoralpsychologisch in den Blick. Aus *pastoralsoziologischer* Sicht wäre wünschenswert gewesen, innerhalb der Studie eine Lebensstildiagnose zu implementieren. Es gibt in der lebensstilistischen Gesundheitsforschung wichtige qualitative wie quantitative Erkenntnisse⁴⁰ Ebenfalls sind die Milieuentwicklungen von Seelsorgenden in Bezug auf das Bildungsverhalten gut untersucht.⁴¹ Hier liegen soziologische Schlüssel zur Anreicherung und zum Verständnis der Befunde der Seelsorgestudie vor. Eine Empfehlung für die nächsten Auswertungsschritte wäre, auf Basis des qualitativen Datenmaterials der Seelsorgestudie eine Lebensstildiagnose im Sinne der sozialwissenschaftlichen Milieutheorie vorzunehmen und kommunikativ zu validieren, um vorhandenes Wissen anschlussfähig zu machen.

10. Nicht zuletzt muss im Rahmen der pastoralen Professionsforschung der Fokus auch auf den Bereich der kirchlichen Führungsforschung gelegt werden. Erste Erkun-

³⁸ Vgl. pointiert hierzu: Herbert Poensgen, Zu jung, zu modern, zu sportlich, um wirklich katholisch zu sein? Warum sich die Kirche um junge Erwachsene nicht bemüht. Und warum sie sich bemühen sollte, in: *Lebendige Seelsorge* 62 (2011) 2, 81–86.

³⁹ Vgl. hierzu das Konzept der „Ekklesio-Diversity“ des Autors: Marius Stelzer, Ekklesio-Diversity als Schmiermittel der personalen Wertschöpfungskette seelsorglicher Berufe, in: *Lebendige Seelsorge* 68 (2017) 1, 52–58.

⁴⁰ Carsten Wippermann u. a., Chancengerechtigkeit im Gesundheitssystem, Wiesbaden 2011. Ein weiterer Beitrag, um diese Seehilfe anhand der vorhandenen Milieustudien zu entwickeln, entsteht derzeit.

⁴¹ Stelzer, Wie lernen Seelsorger? (s. Anm. 10) 151f.

dungen in der Pastoraltheologie diesbezüglich müssten intensiviert, systematisiert und verzahnt werden.⁴²

Dr. phil. Marius Stelzer, Pastoralreferent
Bischöfliches Generalvikariat Münster
Hauptabteilung Seelsorge-Personal
Überwasserkirchplatz 3
D-48143 Münster
+ 49 (0)251/495-1328

Ruhr-Universität Bochum
Zentrum für angewandte Pastoralforschung
Bonifatiusstraße 21c
D-44892 Bochum
+49 (0)23/32-25667

marius.stelzer(at)ruhr-uni-bochum(dot)de
www.zap-bochum.de
www.milieuforschung.de

⁴² U. a. die Führungsforschung am Zentrum für angewandte Pastoralforschung der Ruhr-Universität Bochum; ferner die Generationenthese Hans-Joachim Höhns bezüglich kirchlicher Leitungsgenerationen in: Hans-Joachim Höhn, *Fremde Heimat Kirche. Glauben in der Welt von heute*, Freiburg 2012, 35–54.